Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 238. Bromberg, den 20. November 1927.

O bleibe noch!

O bleibe noch, lass dich erbitten,
nur dieses Lebens Abend noch,
wir sind doch Hand in Hand geschritten,
lass uns zusammen enden doch!

Wir haben ja so viel zu sagen
einander noch vom reinsten Glück,
so viel noch muss ich kämpfend wagen,
o lass mich einsam nicht zurück!

Die Augen schliesse nicht für immer,
die über alles ich geliebt,
du weisst, dass mir kein Sternenschimmer
Ersatz für ihre Seele gibt.

Denn ohne diese Sterne bliebe
auch meiner Seele keine Ruh,
geh nicht von mir und meiner Liebe,
du, meiner Seele Seele du!

Fritz Bley.

Der Rat der Verstorbenen.

Wenn es in mir und um mich still wird, spreche ich zu längst Gestorbenen und lasse sie zu mir sprechen. Ich behandle sie gut, diese Gäste meiner Einsamkeit. Mein Entgegenkommen tut ihnen wohl und sie sind für ein wenig Zartheit unendlich dankbar. Wer sie sind? Keine von den Großen, die aus dem Gedächtnisse der Menschen nicht wegzuwischen sind und in der Zeiten Folge immer wieder, in neuer Gestalt, aufleben. Keine der Großen, die vorbildlich sind im Guten oder im Bösen, keine von denen, an die jedes neue Menschengeschlecht herantritt, um sie zu verherrlichen oder zu verdammen. Nein, meine toten Gäste sind Menschen, die in vollständiger Vergessenheit schon längst zerronnen wären, wenn ich nicht lebte, der einzige, der ihrer gedenkt. Und da ich als einziger ihrer gedenke, kommen sie oft und bleiben lange bei mir. Als ob sie sich bei mir erwärmen wollten . . .

Zu Lebzeiten gehörten sie nicht zu den ganz Kleinen, die durch ihre Winzigkeit Erbarmen wecken. Sie waren nicht arm und bedürftig und einfältig im Geiste. Im Gegenteil: Sie waren etwas in ihrem Wirkungskreis und wollten etwas gelten. Sie nahmen sich ernst und wurden ernst genommen. Sie waren energisch und tüchtig, gescheit und boshaft. Heilig war ihnen nur eines: Das Prinzip, viel zu empfangen und wenig zu geben. Normale Menschen. Sie schauten auf mich herab und taten mir Unrecht — ohne Gewissensbisse. Es tat ihnen sogar wohl, daß ich litt. Jetzt kommen sie, die von allen längst Vergessenen zu mir, dem sie in ihrer Bosheit Wunden geschlagen, die noch heute schmerzen, zu mir, dem einzigen, der um dieser Wunden willen ihrer gedenkt.

Sie kommen einer nach dem anderen bescheiden daher und betrachten mich demütig und verlegen. Sie schweigen, wenn ich sinne und hüten sich, meine Gedanken zu stören. Aber wenn ich gepeinigt auffahre, belebt sich der oder jener und spricht mich an. „Höre" — sagt er — „du leidest jetzt, wie damals, als ich dir Unrecht tat. Einst war ich es, der dich hintergangen und geschlagen hat und Sieger war. Heute tut es ein anderer und tut es ebenso wie ich. Und du bist auch heute, wie damals. Du hast dich nicht geändert und bist immer derselbe. Einer, der geschlagen wird und ganz nahe dem Untergange ist. Du scheinst dazu da zu sein und solche, wie wir, sind dazu, um dich und deinesgleichen zu schlagen. Du wirst dich hinsetzen und deine Erlebnisse aufschreiben, damit die Mit- und Nachwelt erfahre, was geschehen ist, und verhüte, daß das je sich wiederholen könnte. Aber dein Bemühen ist vergeblich, wie das Bemühen deiner Vorgänger in derselben Lage vergeblich war und wie auch in Zukunft Unzählige deiner Art ihre Leiden vergeblich beschreiben werden. Was wir taten, werden andere tun — ebenso wie wir. Auch sie werden vergessen werden, wie wir, aber das Gesetz unseres Handelns bleibt, denn es ist unzerstörbar. Schaue jedem von uns in die Augen! Was sind wir? Nichts! So waren wir immer — wir waren nichts. Du hast uns zu dem gemacht, was wir waren, so wie du jetzt aus uns das machst, was du mußt. Du bist es und dein Gesetz, das das Unrecht schafft, unter dem du leidest — — du schlägst dir selbst deine Wunden durch dein Gesetz. Wir waren nichts . . . Statt über uns hinweg zu gehen, hast du dich mit uns eingelassen und ließest uns stark und dich selbst schwach sein! In uns betrachte dich selbst — dein Schicksal."

Kaum hat der eine zu sprechen aufgehört, meine eigenen Gedanken nachzusprechen aufgehört, setzt sich der nächste in Positur und spricht: „Wir waren niemals deine Feinde. Dafür warst du für uns nach unserem Wissen zu gering; Du warst uns ein Verkehrshindernis, ein Etwas, das hinwegzuräumen war. Wir hatten die besseren Rollen im Schauspiel, du warst der ungeschickteste Komparse, der stolperte und deswegen von uns Fußtritte bekam. Die Fußtritte, die deine Seele verwundeten, haben es bewirkt, daß du unserer so treu gedenkst, und uns gerne zu deinen Träumereien einlädst. Diese Fußtritte, deren Andenken du hütest, sind die wichtigste Begebenheit unseres Erdenwirkens gewesen, denn sie haben uns ein Nachleben in deinem Gedächtnis verschafft. Was soll aber geschehen, wenn du nicht mehr vorhanden sein wirst?"

Ein Dritter spricht: „Wir sind geduldig und es wird uns freuen, wenn du uns bittere Wahrheiten zu sagen und uns zu peinigen geruhest. Glaube mir, es wird dir wohl tun. Wenn es dich aber anödet, mit Schemen zu verkehren, gehe hin und packe die Menschen an, die lebendig sind und sage ihnen das, was du uns zu sagen, nicht der Mühe für wert hältst. Unseresgleichen läuft ja überall zu Tausenden herum. Diejenigen, mit denen du jetzt verkehrst, sind unsere Wesensbrüder, unsere Brüder im Nichts. Packe die an, solange sie noch deine Stimme hören!" Dabei lächelte er, der Mensch von einst, meine Erinnerung an einen Menschen von einst.

Aber gleich meldet sich ein Vierter zum Wort und sagt hastig: „Wir gehen schon, wir zerrinnen schon. Aber bevor wir zerflattern, raten wir dir: Vergiß uns, habe kein Mitleid mit uns. Wir sind ein Nichts. Die rings um dich lebendig einherwandeln, ersetzen uns vollauf. Wir sind unendlich wiederholbar. Schaue sie stets so an, wie du uns jetzt ansiehst. Versuche es und du findest vielleicht über dir ein neues Gesetz."

Die Gestalten von einst sind verschwunden. Ich bleibe allein und beginne das schwierigere Gespräch mit mir selbst. Das Nichts, das über mir schwebt, flutet an mich heran und bald fühle ich es in mir drinnen. Auch ich werde bald in jemandes Erinnerung auftauchen, ein Symbol des Nichts, dem der launische Gedanke eines Moments eine willkürliche Bedeutung beilegen wird. Was ich für das Wichtigste meines Seins halte, wird verweht, vergessen sein und irgendwelche Handlungen, deren ich nicht einmal bewußt bin, werden irgendwo in jemandes Erinnerung verbleiben — nur eine Weile. Und um dieser Erinnerung willen werde ich jemandem als Schemen erscheinen — nur für eine Weile. Und dann — das Nichts. F. Münzer.

Auch der Tod ist Leben!

Aus dem Nachlaß von Otto Ernst.

Es ist ein schöner und sinnreicher Brauch, daß man den Tod nicht nur in düstere Farben kleidet, sondern ihn auch mit frischgrünendem Laub und mit leuchtenden, duftenden Blumen bekränzt. Der Heimgang eines geliebten Menschen ist ein schwerer, bitterer Abschied, daran gemahnen uns die dunklen Farben, und Laub und Blumen wollen es nicht verschleiern und können es nicht. Etwas Anderes wollen sie uns sagen. Ist auch das Sterben ein Abschied, so ist es doch kein Ende, kein Aufhören. Es ist nur das Aufhören einer Form, nicht ein Aufhören des ewigen Stoffes, nicht ein Aufhören der Idee, die der entseelte Stoff verkörpern half. Auch der Tod ist Leben, er ist nur eine andere Form des Lebens. Wir können nicht heraus aus dieser Welt, das Universum läßt uns nicht los; und wenn wir tausend Tode sterben, in anderen Formen und Gestalten kehren wir immer wieder zurück in diesen unendlich wunderbaren, herrlich-erhabenen Kreislauf des Seins und Geschehens, den wir „die Welt" nennen. Der Staub unseres zerfallenden Leibes kehrt wieder in grünenden Bäumen, in leuchtenden Blumen, singenden Vögeln, in denkenden, vorwärts sehnenden und strebenden Menschen. Auch diese Unsterblichkeit ist ein großer Gedanke. Wenn wir ihn ganz in unsere Brust fassen wollen, wenn wir uns recht mit einem tiefen, starken, warmen Trost gegen den Stachel des Todes wappnen wollen, dann müssen wir wie Faust die ganze Reihe der Lebendigen als unsere „Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser" empfinden, müssen von unserem kleinen, vergänglichen Ich absehen und die ganze große Welt als einen einzigen Verein, als eine einzige Familie, als eine einzige Interessengemeinschaft aller Leidenden, aller sich Freuenden, aller Hilfsbereiten und aller zum Lichte, zum Glück der Vollkommenheit Strebenden begreifen. Dann wird die weite Welt ein wohnliches Haus und ein Heim für alle, auch für sie, die wir die Toten nennen. Und gewiß: er, der diese Welt gewollt hat und will, wir mögen ihn nennen, wie wir wollen:

„Mit heißen Tränen himmlischen Erbarmens
Empfängt er den verlor'nen Staub zurück.
Fortströmen läßt er ihn von neuem dann
Ins All und — um unsäglich Leid zu lohnen —
Läßt er mit junger Kraft zu tage keimen,
Was hier erlöst in Todesnacht versank,
Läßt er, was hier verdorrt am Zweige hing,
Den Morgentau des Paradieses trinken!"

Heimwärts.

Heimwärts sehnt sich die Seele
Bei sinkendem Tage . . .
Vollbrachtes Schaffen
Beugt uns den Rücken.
Was war das Leben?
Arbeit und Sorge!
Wenn dann die alles
Freundlich verklärende
Liebe nur waltete,
Wo wir uns regten,
Dürfen wir glücklich uns nennen.
Wie wird es sein,
Wenn dieses Zustands
Last und Bürde
Von uns gleitet?
Ruhe, o Ruhe!
Selig vergessend,
Was uns bedrückte,
Schweben wir
Im tiefen Frieden!
Heimwärts sehnt sich die Seele
Bei sinkendem Tage . . .

Ottomar Enking.

Thomas von Kempen.

Eine Geschichte von Ludwig Bäte.

In dem armseligen Dorfe Nordhorn in der Grafschaft Bentheim hatten die beiden Augustiner aus dem Kloster der Brüder vom gemeinsamen Leben auf dem St. Agneten-Berge bei Zwolle, denen sich der Priester Arnold von Nordhorn hinzugesellt hatte, kurze Rast gemacht. Der Pfarrer der kleinen Gemeinde schien ausgegangen, bis nach einigem Klopfen die Magd erzählte, daß er vor acht Tagen nach dem Waldkloster Sünte Marienwolde gezogen sei, den Brüdern zu helfen, aber Gott ihm keine Heimkehr beschert habe.

Bruder Thomas, der erst seit zwei Jahren dem Orden angehörte, trat erschrocken zurück. Aber schnell glühte wieder das seltsame, dunkle Feuer in seinen rätselhaften, verschleierten Augen auf, und leise den Arm des Bruders Wolfhardus nehmend, sagte er: „Der Herr ruft uns; wir dürfen nicht säumen!" Sie gingen in die Kirche, die lange nicht besucht schien. Dicht wucherten Nesseln und Günsel aus den groben, zerrissenen Steinplatten des Eingangs. Über den ungefüge gezimmerten Bänken lag dicker Staub. Die spärliche Sonne des heißen Frühsommerabends ließ ihn flirrend aufleuchten und vergoldete seltsam dumpf das Tabernakel, das mitten zwischen verdorrten Wachholderzweigen vor dem Altarbilde des gekreuzigten Heilands stand. Der Kiefernwald, der sie gleich hinter dem Dorfe einschloß, war still und tief. Mühsam schritten sie durch die ausgefahrenen, sandigen Geleise, bis ihnen kurz vor dem Kloster ein struppiger Holzbauer begegnete. Der erwiderte ihren Gruß mit unwilligem Nicken und bog mürrisch in einen Seitenpfad, der, wie es schien, einem kleinen Hause zustrebte. Von diesem quoll ein dünner Rauch träge in die langsam sich breitende Dämmerung.

Vor gut acht Tagen war der Laienbruder Arnold von Nordhorn bei ihnen auf dem heiligen Berge gewesen und hatte flehentlich um Hilfe für die beiden Brüder Johannes Groningen und den jungen Hornestus gebeten, welche die Pest noch verschont hatte. Kaum konnte der Konvent den greisen Bruder Wolfhardus Matthias von Madenblick zurückhalten, und am Morgen ließ man ihn, nicht ohne ihm den Bruder des Priors, Thomas Hemerken aus Kempen am Niederrhein, beizugeben, mit heißer Fürbitte ziehen.

„Dort liegt unser Kloster!" sprach Arnold von Nordhorn leise, von schreckenden Ahnungen gequält. „Möge Gott den Brüdern, die ich siech, doch nicht hoffnungslos verließ, das Leben gerettet haben!" Ernst und gefestigt entgegnete Thomas: „Sie leiden für Christus, und niemand ist fähig, Himmlisches zu begreifen, der nicht um seinetwillen Widriges erträgt!"

Der junge Priester sagte nichts und hob, als die schmale Straße plötzlich umbog, mit starken Armen den Bruder Wolfhard über einen breiten Baumstamm, der blitzertrümmert den engen Weg an der Vechte entlang sperrte. Der Pfad ging gerade auf das Gebäude zu, das Eberhard von Eze mit den Geistlichen Heinrich Kyndeshof, Herpo von Lippe, Hermann von Plettenberrich und Johann von Gülich auf dem vom Grafen Bernhard von Bentheim geschenkten Grunde vor Jahren gebaut und bezogen hatte. Aveläuten scholl feierlich über die Wipfel, die blau der Abend einhüllte, der dennoch die Schwüle des heißen Tages nicht zu scheuchen vermochte. Der Dunst der trockenen Sommerkräuter schwelte, der Ginster glomm wie trübe auslöschendes Feuer, und hart knirschte das vorjährige dürre Heidekraut unter den überstaubten, müden Sandalen. Der Klostermüller, der ihr Kommen bemerkt und ihnen bis an das Ende des verwilderten Gartens entgegengekommen war, teilte ihnen mit verhaltenem Schluchzen mit, daß soeben auch Bruder Johannes heimgegangen sei.

Sie gaben ihm ergriffen die Hände und traten in seine Zelle, kniend die Sterbegebete verrichtend, indessen Bruder Arnold zu dem irdenen Essigkrug an der Tür griff und sich besprengte, ehe er zu dem letzten Bruder ging, dessen Zelle neben der Kirche lag.

Der Kranke erkannte den Bruder nicht und starrte mit weit geöffneten, schwarz geränderten Augen auf das dunkle Kruzifix über der Tür. Die dünnen Hände lagen, matt um den Rosenkranz gefaltet, auf der harten Decke. Neben ihm stand ein Schälchen mit Wacholderbeeren, der Luft den bösen Atem zu nehmen. Ein Büschel Weinraute, wie man sie noch immer im Garten der landesherrlichen Güter nach Karls des Großen altem capitulare de villis zog, verbreitete scharfen, kräftigen Geruch. — Arnold strich sacht über das grobe Tuch und kniete dann ebenfalls nieder. Er wußte nicht, wie lange er so gelegen, als ihn eine welke, gütige Stimme sanft berührte: „Sei nicht traurig, mein Bruder! Vielleicht läßt ihn uns der Herr. Und dir!" fügte er hinzu, als er sah, wie mühsam zurückgehaltenes Schluchzen seinen Leib schüttelte.

„Geh' zu den anderen, und laß mich ihn pflegen! Du bist noch jung, und dein Kloster steht nur auf wenigen Augen!"

Willenlos erhob er sich und warf sich nebenan inbrünstig auf die Stufen des Altars. Sie waren zusammen groß geworden und gemeinsam in das Fraterherrenstift eingetreten. So selten auch der Orden erlaubte, daß ihm Blutsverwandte oder nahe Befreundete angehörten, so hatte man sie, die wie Brüder schienen, doch nicht trennen mögen, wie man auch Thomas erlaubte, weiterhin unter seinem freilich viel älteren Bruder dem Herrn zu dienen.

Thomas saß unterdessen in dem bescheidenen Refektorium, und der Meier erzählte stockend, oft in Erinnerung an all das Gräßliche der letzten Wochen versunken, wie der Schwarze Tod ins Kloster gekommen sei. Am Tage Peter und Paul war ein zerlumptes Weib von Nordhorn her vor dem Eingang erschienen und habe flehentlich um Aufnahme gebeten, da sie nicht weiter könne. Sein Weib und er hätten die Kranke gepflegt und der immer dunkler werdenden Haut nicht geachtet, bis mit einem Male der Bruder Willehalm, der ihr die letzte Zehrung gebracht, ohnmächtig zu Boden sank und am Tage darauf verschied. Als man ihn bettete, sei auch die Fremde gestorben, und die Krankheit habe nun einen nach dem anderen hingerafft. Vor drei Wochen sei sie in Nordhorn ebenfalls ausgebrochen, und die aufgeregte Menge habe die Mönche der Mitschuld bezichtigt. Die Leute sind ins Kloster eingedrungen und nur mit Mühe an einer Schändung der heiligen Räume gehindert worden. Dann habe auch ihren Pfarrer, der sie kaum halten konnte und sich nach Bruder Arnolds Abreise ihrer annahm, der grausame Tod ereilt.

Thomas Hemerken schwieg erschüttert. Hart griff der Tod in ihre jungen Reihen, die der edle Meister Gerhardus Magnus gesandt hatte, neues Leben in Gott durch gläubige Liebesgemeinschaft und heilige Studien zu wecken. Aber hatte Gott nicht Besonderes mit ihnen vor? Wuchs nicht ihre Schar täglich? Was konnte ihnen der Tod anhaben? Ruhig sprach Thomas zu dem alten Manne, der ihm mit gefaltenen Händen gegenüber saß: „Müssen wir nicht alle ein sterbendes Leben führen, damit Gott, je mehr wir absterben, um so mehr zu leben beginne?"

Er nickte: „Ja, Herr, aber doch ist's hart!"

Thomas antwortete, und es war so viel Glut in der Stimme, daß der Meier keinen Blick von ihm abwenden konnte: „Glücklich und weise, wer im jetzigen Leben so zu sein bestrebt ist, wie er im Tode erfunden zu werden wünscht! Denn großes Vertrauen auf einen glücklichen Tod erlangt man durch vollkommene Verachtung der Welt, brennendes Verlangen, in den Tugenden zu wachsen, Liebe zur Zucht, Anstrengung in der Buße, Bereitwilligkeit zum Gehorsam, Verleugnung seiner selbst und Ertragung jeglicher Widerwärtigkeiten um der Liebe Christi willen." — Er war aufgestanden und bat den Alten um eine Zelle, um nach der langen Reise zu ruhen. Der Mieter führte ihn durch den Kreuzgang. Dumpf dröhnte ihr Schritt auf den Fliesen. In Bruder Hornestus' Zelle brannte noch Licht. Vorsichtig gingen sie vorbei. Dann öffnete ihm der alte Mann einen engen Raum. Er sah nicht, daß man das Lager hinausgebracht hatte und nur noch ein roher, grob zugehauener Betschemel in der Ecke lehnte. Seine Augen brannten, und während der Meier behutsam zurückging, strömte immer tiefer die Flut erhabener Gesichte, die ihn seit Wochen schon mit stetig dunklerem Glanz überschauerte. Durch die Jahrhunderte schritt leuchtend ein Mann zu ihm her, still und mit erhaben gebreiteten Händen. „Hast du mich lieb?" sprach eine Stimme, tönend wie der Wind, der aus den Wäldern geheimnisschwer raunend zu ihm drang. „Herr, du weißt es!" jubelte es trunken in ihm auf. „So folge mir nach und lehre deine Brüder!"

Die Flammen des mächtigen Holzstoßes im Hofe, dessen Qualm die bösen Geister der Krankheit töten sollten, warfen ihre Schatten zuckend auf die kahlen Wände, und durch die Zelle hob sich unhörbar aufrauschend das gewaltige Gotteslied „Von der Nachfolge Christi".

Wortlos.

Ich brauche eine Hand, die mich umhegt,
Treusam und weich, am Abend und am Morgen,
Die liebend sich auf meinen Scheitel legt
Und von der Stirne streicht die grauen Sorgen.

Ich brauche eine Hand, die mich umgibt
Und die es fühlt, wenn meine Seele leidet,
Die mich im tiefsten Schmerze wortlos liebt
Und so sich von den andern unterscheidet.

Fischer-Friesenhausen.

Der Wettlauf zur Grenze

Roman von Otto Schwerin.

(6. Fortsetzung.

Als der Konsul geendet hatte, erhob sich Lutz von seinem Sessel Zum Erstaunen der anderen stellte er keine Fragen, sondern schritt langsam nach dem Hintergrund des Zimmers, wo er sich auf einen Stuhl niederließ und, den Kopf in die Hände gestützt, mehrere Minuten schweigend verharrte.

Die fünf Herren beobachteten ihn aufmerksam, wagten es aber nicht, ihn zu stören.

Endlich stand Lutz auf und trat langsam und immer noch ein wenig nachdenklich auf Voß zu.

„Herr Konsul," sagte er, „wenn ich Sie recht verstanden habe, so war jene Tür, die einzige, die in das Zimmer führt, fest verschlossen. Sie konnte nicht unbemerkt geöffnet und wieder verschlossen werden?"

„Das erscheint mir unmöglich, Herr Doktor."

„Gut. Durch die Verandatür konnte auch niemand ins Zimmer gelangen?"

„Ausgeschlossen, Herr Doktor. Wir sechs Herren standen dort und versperrten die Tür mit unseren Leibern. Ich zerbreche mir den Kopf, wie der Diebstahl ausgeführt werden konnte, aber eine Lösung finde ich nicht. Wenn mir jemand erzählt hätte, daß eine derart mysteriöse Begebenheit möglich gewesen wäre, ich hätte eine solche Erzählung für einen guten oder vielmehr für einen schlechten Witz gehalten."

Lutz war schweigend nach der Mitte des Zimmers gegangen und blieb vor dem Tische stehen.

„Wollen Sie mir, bitte, die Stelle bezeichnen, wo die Papiere kurz vor ihrem Verschwinden gelegen haben?"

„Hier," antwortete Voß und deutete mit dem Zeigefinger der rechten Hand vor sich auf den Tisch.

„Ich glaube, Herr Konsul, die Papiere lagen etwas mehr nach links," ließ sich nun Nordland, der sich bisher völlig schweigend verhalten hatte, vernehmen.

„Die genaueste Angabe der Stelle ist von größter Wichtigkeit," meinte Lutz. „Die Herren müssen sich nach Möglichkeit darüber klar werden."

„Ich täusche mich nicht," beharrte Norland. „Es waren im ganzen vier Bogen, mit dem Kontrakt, der obenauf lag. Die Schriftstücke lagen genau hier vor dem Tintenfaß."

„Stimmt das?" fragte Lutz und sah den Konsul an.

„Ja, es ist möglich," gab dieser zu. „Ich habe so genau nicht darauf geachtet."

„Entschuldigen Sie," sagte Lutz und zog seinen Rock aus. Eine kleine Ledertasche wurde sichtbar, die er an einem Gürtel um den Leib trug.

„Wollen Sie, bitte, die Vorhänge am Balkonfenster öffnen, Herr Konsul, und sich selbst mit den anderen Herren nach dem Hintergrund des Zimmers zurückziehen. Ich kann jetzt keine Störung gebrauchen."

Der Konsul tat, wie ihm befohlen und Lutz schritt, die Lupe in der Hand, nach der Tür, die er, besonders das Schloß und den Schlüssel, genau betrachtete. Dann untersuchte er den Boden längs der Türe, zu welchem Zweck er sich auf den Teppich niederließ. Als er nach zwei Minuten wieder aufstand und langsam auf den Tisch zuschritt, die Lupe in der Hand, konnten die drei ihn aufmerksam beobachtenden Herren nichts entdecken, was in seinen Mienen auf einen Erfolg oder Mißerfolg der Untersuchung schließen ließ.

„Was befindet sich unter diesem Zimmer?" fragte er.

„Mein Weinkeller," entgegnete Voß.

„Und über uns?" indem er seinen Blick auf die Zimmerdecke richtete, die aus lauter getäfelten Holzquadraten zusammengesetzt war.

„Über uns ist die Wohnung des Zahnarztes Doktor Jellinek. Welchen Zwecken gerade das Balkonzimmer dient, weiß ich nicht, denn er wohnt erst knapp zehn Tage im Hause."

Lutz schien nur halb zugehört zu haben. Er untersuchte die Tischplatte und kratzte mit seinem rechten Zeigefinger darauf herum. Dann nahm er eine Zeitung, legte sie vorsichtig auf den Tisch und stieg, zum Erstaunen der anderen Herren, mit Hilfe eines Stuhles langsam und vorsichtig auf den Tisch. Direkt über der Platte hing eine elektrische Lampe, die mit einem Schirm aus grüner Japanseide bedeckt war. Diesen Schirm unterzog Lutz einer ganz genauen Untersuchung, ebenso die gedrehte Schnur, mit der die elektrische Birne an der Decke befestigt war.

Mit der größten Neugier und schlecht verhehltem Erstaunen folgten die anderen Herren dem für sie völlig unverständlichen Arbeiten Lutz'.

Horwath, der aus leicht begreiflichen Gründen am allernervösesten und zappeligsten war, wandte sich leise an den Konsul.

„Ich kann Herrn Lutz nicht verstehen," flüsterte er. „Er enttäuscht mich, offen gestanden. Statt sich durch eingehende Fragen über die Einzelheiten des Diebstahls zu orientieren, versäumt er seine gute Zeit mit der für meine Begriffe völlig nutzlosen Untersuchung der Lampe."

„Warten Sie nur ruhig ab," meinte der Konsul ebenso leise. „Lutz weiß ganz genau, was er will, und pflegt seine kostbare Zeit nicht nutzlos zu vergeuden. — Still," fuhr er fort, eine Entgegnung Horwaths abschneidend. „Er scheint mit seiner Untersuchung zu Ende zu sein."

Lutz stand in Hemdsärmeln immer noch auf dem Tisch und betrachtete durch sein Vergrößerungsglas aufmerksam die Spitze seines rechten Zeigefingers, dann sprang er mit beiden Füßen elastisch auf den Boden und schlüpfte wieder schnell in seinen Rock.

„Noch eine Frage, Herr Konsul. Wer befand sich außer Ihnen hier zur Zeit des Vorfalls noch in der Wohnung?"

„Meine Köchin, die aber außer allem Verdacht steht. Sie ist schon zwölf Jahre bei mir und befand sich heute auch anhaltend in der Küche, ferner mein Chauffeur, der aber auch als Täter nicht in Frage kommen kann, denn er war im Garten und arbeitete an meinem Kraftwagen."

„Weiteres Personal haben Sie nicht?"

„Doch, das Konsulatspersonal, das aber weggeschickt wurde und noch ein Hausmädchen. Aber unsere Emma ist seit zwei Stunden weg, in der Stadt, um verschiedene Einkäufe zu machen."

„Das wissen Sie bestimmt, Herr Konsul?"

„Gewiß, ich habe sie selbst fortgehen sehen."

„Wo sind Ihre Angehörigen augenblicklich?"

„Meine Frau und Tochter sind bis Montag verreist am Starnberger See."

Lutz schwieg und schien einen Moment zu überlegen.

„Ihr Chauffeur", sagte er dann, „befand sich während der ganzen Zeit ununterbrochen im Garten?"

„Ganz bestimmt, denn der Defekt am Wagen, der sich durch einen lauten Knall äußerte, lockte uns ans Fenster, wo wir alle übereinstimmend feststellten, daß mein Chauffeur schimpfend am Boden lag. In der knappen Minute, während der wir dem Tisch den Rücken kehrten, wurden die Papiere entwendet."

„Wo ist Ihr Chauffeur jetzt?"

„Vielleicht in der Garage, möglicherweise auch in der Wirtschaft an der Straßenecke. Wollen Sie ihn sprechen?"

„Nein, vorläufig noch nicht. Was für ein Landsmann ist er? Vielleicht ein Österreicher — ein Böhme?"

„Nein", antwortete Voß lächelnd, „ein waschechter Berliner."

„Und wie heißt er?"

„Gustav Dikomeit."

„Ostpreuße dem Namen nach?" meinte Lutz.

„Der Herkunft nach vielleicht. Geboren ist er in Berlin und spricht recht unverfälschten Dialekt."

„Das stimmt", schaltete Norland ein.

„Wie lange ist Dikomeit in Ihren Diensten?"

„Knapp eine Woche erst."

„Hm! Und wie sind Sie mit seinen Leistungen zufrieden?"

„Ich kann nicht klagen. Er versteht zu fahren, kennt den Wagen ganz genau, und ich bin froh, daß ich ihn als Ersatz für meinen früheren Chauffeur, der in der Trunkenheit Spektakel machte, und so jämmerlich verhauen wurde, daß er im Krankenhaus liegt, engagiert habe. Das, was mir nicht gefällt, ist, daß er toll hinter den Weibern her ist."

„Wieviel verdient er denn bei Ihnen?"

„Fünfundvierzig Mark die Woche."

„Nicht allzuviel, denn Liebschaften kosten Geld, viel Geld."

Voß schaute Lutz prüfend von der Seite an.

„Mir scheint, Herr Doktor", sagte er, „Sie haben meinen Chauffeur im Verdacht, die Papiere entwendet zu haben. Das ist aber ganz ausgeschlossen. Gustav war ununterbrochen an seinem Wagen beschäftigt, der, Herr Doktor, hat die Papiere bestimmt nicht gestohlen."

„Davon bin ich allerdings auch überzeugt, Herr Konsul", meinte Lutz.

„Wollen Sie Dikomeit nicht einmal sprechen?" fragte der Konsul.

„Nein", antwortete Lutz. „Es wäre mir im Gegenteil sogar angenehm, wenn Sie Ihren Chauffeur für eine Stunde aus dem Hause entfernen könnten."

Voß dachte einen Augenblick nach. „Das ist nicht schwer, Herr Doktor", meinte er. „Ich will Dikomeit rufen."

„Tun Sie das, bitte, verhandeln Sie aber mit ihm durch das Balkonfenster, so daß ich ihn hier durch den Vorhang wohl sehen kann, er mich aber nicht."

Der Konsul nickte und trat auf die Veranda hinaus.

„Gustav!" rief er in den Garten hinaus.

„Jawohl, hier!" tönte es aus der Garage.

Einen Augenblick später erschien der Chauffeur im Garten. Er hinkte noch ein klein wenig, als er langsam auf die Veranda zuschritt.

„Na, Gustav! Was macht das Bein!?" fragte der Konsul.

„Et jeht wieder so'n bißken, Herr Konsul. Et scheint nich so schlimm gewesen zu sind."

„Was ist denn am Wagen eigentlich passiert?"

„Ick weet et nich, Herr Konsul. Der Kasten hat mal wieder seine Laune jehabt. Kaputt is jedenfalls nischt, und mein Been ooch nich. Det is mich die Hauptsache."

„Glauben Sie", fragte der Konsul, „trotz Ihres Beines mal in die Stadt fahren zu können?"

„Mit 'n Auto?"

„Nein. Benutzen Sie die Elektrische. Es handelt sich um eine Privatbesorgung für mich."

„Es wird schon jeh'n, Herr Konsul."

„Dann schön," sagte der Konsul. „Hier sind dreißig Pfennige, damit fah'en Sie hin und zurück, zu Jennewein u. Co. in der Schillerstraße, und holen mir eine fünfziger Kiste Zigarren Marke Esmeralda, wie ich sie immer habe."

„Und Jeld —!"

„Sie brauchen kein Geld, die Zigarren werden aufgeschrieben."

„Scheen, Herr Konsul, Mahlzeit!"

Der Chauffeur steckte seine dreißig Pfennige ein und ging.

Als die Tür hinter ihm ins Schloß gefallen war, bat Lutz den Konsul, ihn in den Garten hinaus zu begleiten. Die vier anderen Herren forderte er gleichfalls auf, mitzukommen, weil ein eventueller Beobachter, mit dem Lutz rechnen mußte, ja wußte, daß fünf Herren beim Konsul zu Besuch waren.

„Ich bitte Sie," sagte Lutz, „mir erst das Auto zu zeigen und dann die Stelle, wo der Wagen vorhin stand, beziehungsweise, von wo der Knall gekommen ist."

Der Konsul nickte. Dann schritt er in den Garten voraus und öffnete die Garage. Sämtliche Herren traten ein.

Lutz betrachtete eingehend den Kraftwagen und untersuchte die Pneumatiks. Sie waren unverletzt. Dann sah er sich den Kühler an, den Magnet, den Benzinbehälter. Alles war intakt.

„Ich habe hier genug gesehen," sagte er befriedigt.

„Haben Sie einen Defekt finden können?" fragte Voß, dem die befriedigte Miene des Detektivs auffiel.

„Nein," meinte Lutz, „und gerade das sagt mir genug. Nun lassen Sie uns einen Spaziergang durch den Garten unternehmen Bei dieser Gelegenheit zeigen Sie mir möglichst unauffällig die Stelle, wo der Wagen vorhin gestanden hat."

Voß kam dem Wunsche nach, obgleich es kaum nötig gewesen wäre, die Stelle besonders zu bezeichnen, da die Radfurchen des schweren Wagens sich deutlich genug in dem Kiesboden des Gartenweges abgedrückt hatten.

Dort angelangt, blieb Lutz plötzlich stehen, zog ein Taschentuch aus seinem Rock und begann, den Blick auf den Boden gerichtet, langsam sich den Staub von seinen Lackstiefeln abzuschlagen. Als er sich wieder aufrichtete, lag ein leises Lächeln auf seinen Lippen.

„Lassen Sie uns ins Haus gehen," sagte er ruhig. „Meine Beweiskette ist geschlossen. Ich weiß jetzt, wie die Papiere entwendet wurden."

Voß hielt vor lauter Überraschung seine Schritte an.

„Gehen Sie, bitte, ruhig weiter, Herr Konsul, man kann Sie hier beobachten."

Und als die fünf wieder im Arbeitszimmer des Konsuls standen, fragte Horwath, der sich vor lauter Spannung und Begierde kaum mehr halten konnte, erregt:

„So! Kennen Sie den Dieb, Herr Doktor?"

„Nein, so weit bin ich noch nicht, aber auf welche, allerdings wirklich raffinierte Art und Weise die Papiere aus dem Zimmer entwendet wurden, weiß ich, und das ist ein großer Schritt unserem Ziele entgegen."

„Aber, mein Gott!" rief Voß aus, „wie sind Sie denn hinter das Geheimnis, das wir vergebens gesucht haben, gekommen? Wer hat Ihnen denn das Mysterium entdeckt?"

„Der hier!" sagte Lutz ruhig, und legte einen kleinen Flaschenkork auf den Tisch. „Dieses kleine Stückchen Kork, das ich soeben im Garten aufgehoben habe, bildet das letzte, mir bisher noch fehlende Glied in der Kette meiner Mutmaßungen und Folgerungen."

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.